

DR. FRANZ MANTHEY

**VOLKSRELIGION
UND
CHRISTLICHER
GLAUBE**

**Religiöse Eigenwerte
in Danzig - Westpreußen**

BERNWARD - VERLAG HILDESHEIM

DR. FRANZ MANTHEY

**VOLKSRELIGION
UND CHRISTLICHER GLAUBE**

Religiöse Eigenwerte in Danzig - Westpreußen

BERNWARD-VERLAG HILDESHEIM

Imprimatur.
Hildesii, die 8 m. Julii 1963
Sendker, vic. gen.
Nr. 8630

Wahrheit und Zeugnis

Schriftenreihe aus dem Bernward-Verlag, Hildesheim
„Volksreligion und christlicher Glaube“
Heft 2 der Schriften des Adalbertus-Werkes,
Bildungswerk der Danziger Katholiken e. V.
Herstellung: Butzon & Bercker, Kevelaer

Zum Erlebnis der Heimat gehört nicht nur der Besitz einer bestimmten Landschaft und das herzliche Vertrautsein mit ihr von Jugend auf; zur Erfahrung von Heimat gehört nicht nur die dort erlebte Gemeinschaft mit Menschen, welche zusammen mit uns dort im unvergeßlichen Lande unserer Kindheit, Jugend und Reife wohnten, sondern es gehört dazu auch das Heimischsein in einem bestimmten geistigen und seelischen Raum. Daher ist Heimat stets eng verbunden mit unseren religiösen Überzeugungen und unserem religiösen Leben. Gerade in der Heimat begegnen wir ja zu allererst und am intimsten den ewigen Mächten, die uns und unser Dasein tragen und denen wir zutiefst verpflichtet sind, und andererseits sind es die dort erfahrenen übermenschlichen Gestalten und Gewalten, in denen der Mensch endgültige und unverlierbare Beheimatung findet, wenn er in Tod und Vertreibung seine Geburtsheimat verlor. Wer im trauten heimatlichen Gebiet an Weichsel und Ostsee gewohnt hat und sich diesen Landstrich unverlierbar als Heimat auch in der Fremde und im Alter bewahren will, muß daher auch vom religiösen Leben und Erleben dort in der Heimat wissen und zwar möglichst seit Urzeiten, soweit Menschengedenken zurückreichen mag.

Aus drei Volkstümern wird die geistige und politische Geschichte unserer westpreußischen Heimat genährt: aus Blut, Sitte, Eigenart und Glauben der alten Preußen oder Pruzzen, der Ostseeslaven und der Deutschen. Zum Teil neben- und durcheinander, zum Teil nacheinander in wechselvollem Geschick haben diese Stämme und Völker den Boden unserer Heimat und unser heimatliches Menschtum geformt und auch uns aus ihrer Seele und ihrem Blut Wesentliches und Unverlierbares mitgeteilt. Von den alten Preußen haben wir nicht nur den Namen unseres Stammes und einige Worte unseres heimatlichen Dialektes, sondern auch manche Sitten und religiösen Grundeinstellungen mitbekommen. Slaven an der Weichsel und am Baltenmeer schenkten uns und allen Menschen unserer Heimat vor allem wohl ihre Liebe zum heimischen Boden und ihre hier oder da wei-

chere Gemütsart, die sich in manchen mehr gefühlsbetonten Saiten und Seiten unserer Psyche äußert, auch in unserer Religiosität. Die Germanen und später dann die Deutschen übermittelten uns unsere Sprache und Kultur, schenkten uns – gerade in Mischung mit Pruzen und Ostseeslaven – unsere ostdeutsche und westpreußische Eigenart, lehrten uns Städte gründen, den Ackerboden besser bestellen, durch Dämme und Deiche den gewaltigen Urstrom der Weichsel bändigen und im Werder aus Morast fruchtbares Land zu gewinnen. Von ihnen übernahmen wir aber auch das tragische Erleben der Welt und der Geschichte, die Überzeugung, daß man die Wirklichkeit nach der Idee zu werten und zu gestalten habe, daß aber die rauhe Wirklichkeit sich nur allzu oft und allzu gern gegen die Idee aufbäume und daß dann der Mensch notwendig hineinkomme in das Getriebe zwischen der Realität und den sie gestaltenden Gedanken und dann im Konflikt dieser Gewalten untergehen müsse. Und nicht zuletzt verdanken wir es dem germanisch-deutschen Erbe in uns, daß wir nunmehr – vertriebenen Wikingern oder vogelfrei gewordenen Sachsen gleich – heimatlos geworden sind, weil wir unsere Überzeugungen für heiliger hielten als die Anhänglichkeit an die Früchte unserer Arbeit und unseren Besitz an Äckern und Häusern. Gerade weil dem so ist, und gerade weil wir uns liebevoll bekennen zu all denen, die vor uns und mit uns zusammen dort auf dem Boden der Heimat lebten, und gerade weil wir als mit ihnen zusammenhängend mehr Recht auf die Heimat und die Gemeinschaft mit unseren Nachbarn und Freunden dort zu besitzen glauben als andere, die nur vorübergehend dort siedelten oder die erst jüngst dort ihre Zelte aufschlugen, ist es notwendig, daß wir gerade auch vom Glauben und vom religiösen Erbe der Menschen dort an Weichsel und Ostsee erfahren, zumal da unsere religiöse Eigenart von der Religion der Vorfahren geprägt und dann in der Heilsreligion des Christentums Gnadengeschenk von oben und damit heiligste Verpflichtung ist.

Wir fragen nun nach der Religion oder den Religionen jener Menschen, die dort in der Heimat so oder so unsere Vorfahren gewesen sind und deren religiöse Überzeugungen und Gewohnheiten auch heute noch unser Verhältnis zu Gott und dem Mitmenschen formen. Diese Frage muß gerade jetzt und von uns umso eingehender gestellt und beantwortet werden, als die Zahl derjenigen, die noch in den Kirchen unserer Heimat gekniet und auf ihren Friedhöfen gebetet haben, zusehends kleiner wird und unsere Nachfahren von der Gefahr bedroht sind, nicht nur keine angestammte Heimat mehr zu besitzen, sondern auch der Väter religiöse Art aufzugeben.

I. Die Religion der alten Preußen

Die alten Preußen oder „Pruzen“, welche unserer Heimat ihren Namen gegeben haben, gehörten zusammen mit den Litauern und Letten zu den sog. „baltischen“ Völkern, welche von Germanen und Slaven durch Sprache und völkisches Eigenwesen streng geschieden waren und auch von diesen ihren Nachbarn als durchaus selbständige Stämme anerkannt wurden. Schon Tacitus weiß davon, daß die sog. „Aestii“ – der Name kommt in der Benennung der heutigen „Esten“ noch vor – von den Germanen zu unterscheiden sind, und auch antike Schriftsteller wissen, daß an der Küste des Bernsteinlandes andere Völker wohnten als in Germanien oder im Lande der Slaven. Der Name „Prusi“ oder „Prushane“ ist vermutlich slavischen Ursprungs und erscheint zum ersten Mal im Reisewerk des Arabers Ibrahim Jakub, der als Handelstreibender genau die Stämme und Ortschaften aufzeichnete, mit denen er zu tun hatte. Die alte preußische Sprache ist im Laufe der Zeit zugunsten der deutschen und polnischen untergegangen; einige Wörter in unserem heimischen Dialekt sind aber noch bestimmt altpreußischer Herkunft, so etwa „Kadick“ für „Wacholder“, „Lorbas“ für „Knabe“, „Marielle“ für „Mädchen“. Auch der in Westpreußen einst ziemlich verbreitete Name „Kellas“ oder „Kallas“ ist altpreußischen Ursprungs.

Über die Religion der alten Preußen wissen wir nichts von den heidnischen Preußen selbst, sondern wir müssen uns auf Berichte christlicher Gewährsmänner stützen, die uns beiläufig hier oder da etwas über den Glauben der von ihnen zu bekehrenden Heiden mitgeteilt haben. Berühmt ist die lateinisch geschriebene „Preußische Chronik“ des Peter von Duisburg aus dem Jahre 1326. Aus ihr und anderen Berichten erfahren wir, daß die Preußen oder Pruzzen viele Gottheiten verehrten und daß die Grundlage ihrer Religion ein Kult der Natur bzw. der Naturgottheiten war. Wie bei allen baltischen Stämmen, so wurden auch bei den Pruzzen „... die himmlischen Naturkräfte, Sonne, Mond und Sterne vergöttlicht. Offenbar hat bei den Balten dieser Kult der Naturkräfte sich stärker gehalten und sind dort die personenhaft gestalteten Götter zurückgetreten“ (Heiler). Peter von Duisburg schreibt wörtlich: „In ihrem Irrglauben verehrten sie jegliches Geschöpf als Gott, nämlich Sonne, Mond und Sterne, Donner, Vögel, Vierfüßler bis zur Kröte“. Als charakteristisch für die baltische und damit auch für die pruzzische Religion glaubt Usener, ein berühmter Religionsforscher, die sogenannten „Augenblicksgötter“ feststellen zu können. Der Balte schuf aus dem Erleben momen-

taner Götternähe bestimmte, für die betreffende Lage passende Sondergottheiten, die ihm dann helfen sollten, die momentane Situation zu meistern. So gab es dann bei den Balten Gottheiten für alle Einzelsphären menschlicher Tätigkeit sowie für die Erlebnisse von Freude und Not; es gab Götter für Haus und Hof und Garten, Gottheiten des Getreides, seiner Aussaat und Ernte, Gottheiten der Wege, des Feuers, der Erde, des Regens, der Eintracht, des Handels, Götter für das Vieh, für die Jagd, für die Winde, für Blumen, Flüsse, Seen, Gottheiten auch des Todes und der Totenwelt. Auch Vorstellungen von geflügelten Drachen scheinen eine Rolle gespielt zu haben. Die Namen dieser vielen Sondergottheiten sind uns zum größten Teil nicht erhalten. Der Religionsgeschichtler Friedrich Heiler meint, es sei bei den Balten – also auch bei den Preußen – „die persönliche Götterverehrung anscheinend so schwach entwickelt“ gewesen, „daß sie kaum in die Tradition einging“.

Wir kennen Namen wenigstens von einigen preußischen Gottheiten. An erster Stelle steht da der Blitz- und Gewittergott „Perkun“ oder „Perkunas“, der vermutlich schon in vorhistorischer Zeit den alten, allen Ariern oder Indogermanen gemeinsamen Himmels-gott in der lebendigen Frömmigkeit des Volkes verdrängt hatte. Altpreußisch bedeutet „perkunis“ Gewitter, „perkus“ aber ist die Eiche; man vergleiche lateinisch „quercus“! Der Name dieser Gottheit ist also durchaus „sprechend“ und charakterisiert sie unzweifelhaft als Blitz- und Gewittergott. Die Verehrung des Perkunas bestand bei den baltischen Stämmen sogar noch zu christlicher Zeit weiter fort. Im Jahre 1428 wird berichtet, wie bei einem Gewitter die Bauern ihre Häupter entblößten, mit einer Speckschwarte aus dem Rücken als Opfer für den zürnenden Gewittergott ihren Hof und ihr Feld umschritten und den Perkunas anriefen. Aus dem Jahre 1520 ist eine Nachricht erhalten, wonach noch damals ein heidnischer Priester dem Perkunas ein Stieropfer dargebracht habe. Und noch im Jahre 1611 hat man eine Regenbeschwörung im Namen des Perkunas beobachten können, für-wahr ein Beweis für die Zähigkeit, mit der die alten Preußen noch Jahrhunderte nach ihrer zunächst doch wohl etwas oberflächlichen Christianisierung an dem Glauben ihrer Vorfahren festhielten. Neben Perkunas nennen manche Schriftsteller aus alter Zeit noch die Götternamen „Potrimpos“ und „Pikollos“; die kritische Religionswissenschaft unserer Zeit aber hält diese Namen für bloße gelehrte Konstruktion. Dagegen darf man wohl dem Berichte Glauben schenken, daß die alten Preußen einen Erntegott „Kurke“ verehrten und die Litauer und Letten die Morgenröte „Ausra“ und einen göttlichen Führer der abgeschiedenen Seelen „Sovij“; man geht wohl nicht fehl,

wenn man die beiden letztgenannten Gestalten auch in den Olymp der alten Preußen versetzt. Auch glaubten die Pruzzen – wie alle Balten – an die Existenz von Feen, d. h. guten Schicksalsgöttinnen. Bei den Litauern hießen solche gutgesinnten Göttinnengestalten „Laume“.

Über die Betätigung dieser Religion oder über den Kultus der Preußen schreibt Peter von Duisburg so: „Sie hatten auch heilige Haine, Felder und Gewässer, so daß sie darin weder Bäume zu fällen noch den Acker zu bebauen noch zu fischen gewagt hätten“. Der hl. Adalbert wurde ja gerade deswegen von den alten Preußen getötet, weil er in einem solchen heiligen Haine übernachtet hatte. In diesen Heiligtümern mögen hier oder da Baumstämme als Symbole der Gottheit verehrt worden sein. Vielleicht gab es an manchen Stellen sogar Bildsäulen. Tempel hat man bei den heidnischen Preußen noch nicht gekannt, so daß später dann die christlichen Holz- und Backsteinkirchen die ersten Gotteshäuser auf preußisch-baltischem Boden waren. Doch ist es wohl möglich, daß so manche Wallfahrtskapelle unserer Heimat an einer Stelle steht, wo schon zu altpreußischer Zeit das Walten geheimnisvoller Mächte an Quellen, in oder auf Bäumen, an Feldsteinen u. ähnl. verehrt wurde. Von den Litauern wird berichtet, daß sie zu Ehren des Perkunas heilige Feuer unterhielten; wir dürfen wohl annehmen, daß die Preußen ebenfalls solche Altäre mit ewigem Feuer kannten. In diesen Hainen und an sonstigen Kultstätten wurden den Göttern Opfer dargebracht. Das beliebteste Opfertier war bei den Preußen der Bock. Eigentümlich für die Religion dieses Volkes ist, daß es dort einen besonderen Priesterstand, den der „Wajdelotten“ gab. Der Name „Wajdelotte“ steht in Zusammenhang mit dem altpreußischen Worte „waist“ = Wissen; es waren also diese Priester nicht nur Darbringer von Opfern, sondern auch Wissener und Kündler göttlicher Geheimnisse. Ihr Oberhaupt wurde der „Kriwe“ genannt.

Wie alle Völker, so waren auch die alten Preußen überzeugt von einem Leben nach dem Tode. Man nahm an, daß die Toten in der Nähe ihres Todesortes oder Begräbnisplatzes sich aufhielten. Man opferte deshalb den Totengeistern. Die Leichname besorgte man durch Erdbegräbnis oder Verbrennung auf dem Scheiterhaufen. Den Toten gab man ihre gesamte Habe mit, auch Tiere und sogar ihr menschliches Gefolge, also eine Frau oder Magd, Diener und Kriegsgefährten. Man hatte die Überzeugung, daß diese Grabbeigaben entscheidend seien für das Los nach dem Tode. Man meinte also, je reicher das Begräbnis, desto fröhlicher sei für den Verstorbenen das Jenseits. Peter von Duisburg berichtet über diesen Glauben also: „Die Preußen glaubten an die Auferstehung des Fleisches, doch nicht so wie sie sollten. Denn sie glaubten, daß wer in diesem Leben edel oder

unedel, reich oder arm, mächtig oder machtlos war, dasselbe im anderen Leben bleibe“. Im Bericht über einen zwischen den Deutschordensrittern und den Preußen im Jahre 1249 geschlossenen Vertrag lesen wir, die Priester der Preußen behaupteten von sich, „... sie sähen den gegenwärtigen Toten mitten durch den Himmel fliegen, hoch zu Roß und mit großem Gefolge“. Man erzählt auch, die alten Preußen hätten an eine Seelenwanderung geglaubt, d. h. an die Möglichkeit einer Wiederverkörperung des Toten in tierischen oder menschlichen Leibern. Es ist möglich, daß der bei den Litauern übliche Kult der Hausschlange mit dem Toten- oder Seelenkult in Zusammenhang stand. Man dachte sich, der Geist des Ahnen wohne in einer Natter, die man im Haus oder Hof pflegte, ihr Milch hinstellte und ihr allerlei Gutes auch sonst erwies, um sich die Hilfe des Vorfahren zu sichern. Die Geister der Toten nannte man wohl – wie noch heute im Litauischen – die „Veles“ oder „Velinas“.

II. Die Religion der Ostsee-Slaven

Auch slavische Stämme siedelten, als Westpreußen bzw. Pommerellen und Pommern ins Licht der Geschichte traten, dort an der Ostsee und im Mündungsgebiet der Weichsel, wo auch unsere Wiege einst gestanden. Und auch ihre religiöse Eigenart hat auf unseren Glauben und auf unser religiöses Leben eingewirkt und lebt irgendwie wohl auch noch in unseren Gebeten, Liedern und Festfeiern weiter.

Ebenso wenig wie bei den Preußen können wir bei den Slaven auf Eigenberichte über ihre Religion hoffen, da sie zu Anfang der Geschichte noch nicht zu den schreibenden Völkern gehörten und keine religionsgeschichtlich wichtigen Dokumente verfassen und uns hinterlassen konnten. Über die Religion der Slavenstämme wissen wir daher ebenfalls nur aus Mitteilungen christlicher Missionare. Meist waren diese für die Religion der slavischen Heiden interessierten christlichen Theologen deutscher oder dänischer Herkunft. Über die Religion der Slaven in Rußland können wir aus byzantinischen und arabischen Berichten etwas erfahren. Wie schon aus der Nationalität unserer christlichen Gewährsmänner hervorgeht, schrieben diese über die West- und Ostslaven, mit denen sie es zu tun hatten; über die

Religion der Slaven in der Mitte zwischen Russen und Meerslaven haben sich kaum verlässliche Nachrichten erhalten.

Wie alle Heiden, so glaubten auch die Slaven an viele Götter. Aber der ursprüngliche Menschheitsglaube an den Einen Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, den Schöpfer und Richter war bei ihnen nie ganz erloschen. Der Grieche Prokop berichtet in seinem „Gotenkrieg“ (III,14) über die Balkanslaven: „Sie halten dafür, daß der eine Gott, der Schöpfer des Blitzes, ganz allein der Herr des Alls sei, und sie opfern ihm Rinder und alle üblichen Opfergaben“. Prokop bezeugt also einen Eingottglauben wenigstens bei den ihm bekannten Slaven des Balkans. Man wird wohl aber annehmen dürfen, daß dieser Monotheismus nicht ganz „rein“ gewesen ist. Er bestand in einer Art himmlischer Monarchie, welche neben dem obersten Herrscher der Götter und Menschen auch noch andere Göttergestalten anerkannte, etwa entsprechend der Herrschaft des slavischen Sippenältesten. Helmhold (gest. 1177) charakterisiert dementsprechend auch den Glauben der Westslaven an der Elbe und am Meer dahingehend, daß sie einen „Deus deorum“, einen Gott über anderen Göttern annehmen, der den Oberbefehl über diese niederen Gottheiten führt.

Eigentümlich ist für alle Slaven, daß sie den ursprünglichen Gottesnamen der Arier oder Indogermanen aufgegeben haben und für die Gottheit den gemeinslavischen Namen „Bog“ gebrauchten. Der alt-arische Name für Gott lautete etwa „Djaus“, „Deus“, „Theos“ oder „Thiu“ (Ziu) und ähnlich, die Slaven aber verzichteten, wie ähnlich auch die Perser, auf diesen allen Ariern gemeinsamen Namen und gebrauchten einen anderen. Der Name „Bog“ hängt mit „bagha“ im Indischen zusammen, was Glück und Reichtum bedeutet. Im Polnischen bezeichnet „bog-aty“ den Reichen, „u-bogi“ den Armen, d. h. m. a. W.: der Reiche gilt als von Gott gesegnet, der Arme ist gewissermaßen „ohne Gott“. Man wird also im slavischen Gottesnamen die Überzeugung verborgen finden, daß Gott vor allem der Spender, der Glück- und Reichtumgeber ist. Zu bemerken ist aber noch, daß im Slavischen der alte arische Name für die Gottheit – griechisch „Theos“, lateinisch „Deus“ – nicht ganz verschwunden ist. Im Polnischen bedeutet „Dziw“ das „Wunder“, das, was Staunen und Schrecken erregt, und „Dziw“ hängt phonetisch ja unverkennbar mit „Deus“ zusammen.

In der Zeit, als die slavischen Stämme unserer Heimat ins helle Licht der Geschichte traten, waren sie aber polytheistisch eingestellt – d. h. der ursprüngliche Eingottglaube war bei ihnen durch die Überzeugung vom Dasein vieler göttlicher Gewalten verdunkelt und verdrängt. Wie bei den Preußen, Letten und Litauern, so ist auch bei den

Slaven der Gewittergott „Perun“ an die Stelle des alt-arischen Himmelsgottes getreten. In der polnischen Sprache bedeutet „piorun“ Blitz. So ist der Name „Perun“ eindeutig als der des den Blitz führenden Gottes gekennzeichnet. Es gibt auch eine religionswissenschaftliche Theorie, nach welcher der Gott Perun nichts anderes sei, als der von den Slaven übernommene Gott der Waräger oder Wikinger, Donar, nordisch Thor, den diese normannischen Eroberer ihren slavischen Untertanen aufgedrängt hätten. Es ist aber durchaus möglich, daß der Gewittergott den Slaven ursprünglich gewesen ist. Auch die Balten kannten ja den Gott Perkunas und bei allen arischen Völkern – Indern, Germanen, Römern, Griechen – galt ja der den Blitz schleudernde und den Donner mitsamt dem Regen erzeugende Gott als der höchste. Neben dem Blitz- und Gewittergott verehrten dann die Slaven die Sonne, „Sulcne“ (polnisch: „słonce“). Der irdische Repräsentant der als göttlich verehrten Sonne war der Gott des Feuers, „Swarog“ genannt. Dieser wurde besonders dann verehrt, wenn die Sonne kürzer und schwächer schien, d. h. in der Nacht, im Herbst und im Winter, und so kam es dann wohl, daß im Laufe der Zeit der Feuergott in den Mittelpunkt manchen slavischen Betens und Opfern kam. Bei den Oderslaven war „Swarozic“, die Verkleinerungsform für „Swarog“, der Hauptgott. Der Sonnengott wurde auch „Dadzbog“ genannt, d. h. der „Geber“, der „Schenker Gott“. In Stettin verehrte man den „Triglaw“ = Dreikopf, der auf Rügen unter dem Namen „Swantewit“, in Havelberg unter dem Namen „Jarowit“ angebetet wurde. Der Ortsname Jüterbog stammt vom slavischen „Jutro-Bog“, d. h. „Morgen-Gott“. Dieser Triglaw trug stets eine Binde vor den Augen, damit – wie man das damals erklärte – der Gott die Laster der Menschen nicht sähe. Als Gott des Krieges nannte man den „Stribog“. „Volos“ war bei manchen Slaven der Gott des Viehes, „wol“ heißt ja auf polnisch „Ochse“; er war aber auch der Hüter des Feldes und damit als Gottheit der Erde irgendwie auch Gott der Toten. In den Gegenden um die Elbe wurde eine Göttin „Siva“ angebetet – als Patronin menschlicher, tierischer, pflanzlicher Fruchtbarkeit. Ihr Name lautet im Polnischen „Zywa“, und „zywa“ heißt „die Lebendige“! Das Leben also und auch die Fortpflanzung des Lebens waren ihr geweiht. Helmhold schreibt in seiner Chronik (I, 83f) so von diesem Vielgötterglauben der Slaven: „Die Slaven haben vielerlei Götzendienst, denn sie stimmen nicht alle in derselben Art von Aberglauben überein. Die einen stellen nämlich phantastische Götzenbilder in den Tempeln zur Schau aus, wie z. B. das Götzenbild zu Plön, das sie Podaga nennen; andere bewohnen Wälder und Haine, wie der Gott Prove zu Aldenburg. Von solchen gibt es keine Bilder.

Viele Götzen stellen sie auch mit zwei, drei oder noch mehr Köpfen dar.“

Derselbe Helmhold referiert (Chronik I,52), die Slaven leiteten alles Glück von einem guten, alles Unglück aber vom „Zcernebok“ her, d. h. vom „schwarzen Gott“. Man versteht diese Nachricht so, daß die Slaven gleich den Persern an zwei Gottheiten glaubten, an eine gute und an eine durch und durch böse, bei den Persern „Ormuzd“ und „Ahriman“ genannt. Nun ist uns aber ein besonderer Name des „guten“ Gottes bei den Slaven nicht aus alter Zeit überliefert. Erst im 15. und 17. Jahrhundert taucht in den zeitgenössischen Berichten der Name eines „Belbog“, eines „weißen“ Gottes auf, so daß man wohl annehmen kann, dieser „weiße“ Gott sei eine Erfindung der Gelehrten. Man macht nun aber auch darauf aufmerksam, daß in vielen slavischen Gegenden Ortsnamen auftreten, von denen einer mit dem guten, der andere mit dem bösen Gott zu tun hat. So etwa nicht weit von Dirschau, wo dem Orte „Swaroschin“, genannt nach dem Gotte „Swarozic“, ein Ort „Deiwelsberg“ gegenüber liegt. Der Religionsgeschichtler und Slavist Preisker hat über 50 solcher Ortsnamen festgestellt. Da ist es doch wohl möglich, daß die Slaven irgendwie ähnlich den Persern einen Dualismus der Gottheiten angenommen haben, d. h. an einen guten Gott glaubten, dem sich ein böser gegenüberstelle. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß der Gedanke an den „Zcernebok“ erst mit der Lehre vom christlichen Teufel den Slaven zugewandert ist, oder daß irgendwie durch Vermittlung von Byzanz – also erst verhältnismäßig spät – religiöse Gedanken des Persertums zu den Slaven kamen. Trotzdem ist bemerkenswert, daß Slaven und Perser so manches in ihrer Religion gemeinsam haben, etwa den Gottesnamen „Bog“ und „Bagha“, und daß gerade auch die „Bogomilen“ in Bulgarien Vertreter des manichäischen Dualismus gewesen sind.

Neben den Haupt- und Himmelsgöttern anerkannten und verehrten die heidnischen Slavenstämme auch niedere Naturgottheiten oder Naturgeister. Prokop erzählt im „Gotenkrieg“ (III, 14), daß die Balkanslaven „... Flüsse, Nymphen und andere dämonische Wesen durch Opfer verehren und bei den Opfern Orakelsprüche anstellen“. Die Gesamtheit dieser dämonischen Wesen nannte man „Bjesy“. Sie sind ein Beweis animistischer Naturauffassung der Slaven. Im slavischen Volksglauben der Jetztzeit noch nimmt man die Existenz von Wald- und Windgeistern an. Der Aberglauben der Slaven stellt sich in den „Vilen“ schöne, aber zaubergewaltige Mädchen vor, welche Jünglinge durch ihre Anmut und ihre Magie zu verderben trachten; man vergleicht sie etwa mit den Sirenen der griechischen Mythologie. Wasserjungfrauen, welche den Menschen allerlei Schabernack spielen,

sind die „Rusalki“, von denen man glaubt, sie seien aus den Seelen von ertränkten Kindern entstandene Dämonen. Die Russen verehrten die sog. „Domowoj“, d. h. Hausgeister, zu denen sie beteten, wenn sie ein neues Haus bezogen, und von denen sie annahmen, sie seien von Natur den Menschen freundlich gesinnt, würden aber böse, wenn man sie vernachlässige. Die Südslaven verehrten die sog. „Rodjenice“ weiblichen oder den „Rod“ männlichen Geschlechts, denen die Geburt des Menschen heilig war. „Rodzic“ heißt ja „gebären“. Sie sind die Geber des Schicksals und behüten menschliches Leben und Sterben.

Damit kommen wir zu den slavischen Anschauungen vom Leben nach dem Tode. Man darf wohl annehmen, daß der Kult der Ahnen- und Totengeister das lebendige Kernstück der slavischen Religion war. Mit ihm war die Verehrung der Fruchtbarkeit verbunden, denn die Toten gehen in die Erde ein und geben von dorthier Fruchtbarkeit, und andererseits, als Ahnen liegt den Toten daran, daß ihr Geschlecht und Name auf Erden weiter blühe und gedeihe. Aber man mußte den Verstorbenen entsprechend ehren und mit allem, was er im Jenseits brauchte, versehen. Man kannte das Erdbegräbnis der Toten und auch die Leichenverbrennung. Oft folgte jemand aus der Familie oder Dienerschaft dem Verstorbenen ins Grab oder auf den Scheiterhaufen. Berühmt ist der erschütternde Bericht des Arabers Ibn Fadlan um 921 von der Tötung eines Mädchens, das seinem Herrn als Gesellin auf den Holzstoß folgen wollte. Wichtig war beim Begräbnis die Totenmahlzeit, genannt „Strava“, heute noch in slavischen Gegenden als „Stypa pogrzebowa“, als Leichenschmaus bekannt. Früher fanden auch kultische Leichenspiele statt, genannt „Trizna“. Das Jenseits dachte man sich ganz nach dem Beispiel des Diesseits. Von den Seelen nahm man auch an, daß sie sich in der Nähe des Grabes oder Sterbeortes, aber auch an Kreuzwegen aufhielten, und hütete sich wohl, ihnen dort zu begegnen. Auch in den „Kurganen“, alten Leichenhügeln, oder in den dort errichteten Hütten sollten die Verstorbenen wohnen. Die Totengeister nannte man polnisch „Uboze“ d. h. „Aermchen“, wendisch „ludki“, d. h. Männlein. Der bekannte polnische Klassiker Adam Mickiewicz hat in seinen „Dziady“ = „Ahnen“ den Seelenkult des weißbruthenischen Dorfes dargestellt und dichterisch verarbeitet. Man lese auch in den „Chlopi“ = „Bauern“ von Reymont nach, wie das polnische Dorf einst den Tag und die Nacht Allerseelen beging!

Furcht hatte das slavische Volk zur Heidenzeit und auch später noch vor den „Wiedergängern“, d. i. vor den Toten, welche in ihrem Grabe keine Ruhe fanden, daher die Lebenden ihrer Familien besuchten und ihnen das Blut aussaugten. Diese Vampyre konnte

man nur dadurch unschädlich machen, daß man ihnen im Grabe den Kopf mit dem Spaten abstieß oder sie mit einem Holzpflöck an den Boden nagelte. In der Kaschubei, in der Nähe von Danzig, Karthaus, Berent soll es noch im vorigen Jahrhundert vorgekommen sein, daß man auf diese Weise die „wiederkehrenden“ Toten ins Grab bannte.

Diesen Göttern und Geistern oder Dämonen erwieh man natürlich seine Verehrung durch mannigfachen Kult. Ursprünglich kannten die Slaven keine Tempel, übernahmen sie dann aber im Laufe der Zeit von ihren kulturell weiter fortgeschrittenen Nachbarn. Besonders gut sind wir über die Tempel bei den Ostseeslaven unterrichtet, welche ihre Heiligtümer wohl nach germanischem oder sogar christlichem Beispiel aufbauten und einrichteten. Der Merseburger Bischof Thietmar erzählt schon um 1015 herum von dem Tempel des Swarozyc in Rethra (Mecklenburg). Den Namen des Gottes schreibt er „Zuarasici“. Diesem Gott war ein Roß geweiht, aus dessen Schritten die Priester weissagten. Im Ringwall von Arkona auf Rügen befand sich ebenfalls ein Tempel. In ihm verehrte man das Bild eines bärtigen vier-köpfigen Gottes, welcher ein Horn in der Hand hielt, aus dessen Inhalt man auf die Ernte des kommenden Jahres hin prophezeite. Alljährlich fand hier in Arkona ein Fest zu Ehren dieses Gottes Swantewit statt, um für die eingebrachte Ernte zu danken und um Segen fürs kommende Jahr zu beten. Eigentümlich ist, daß der amtierende Priester im Tempelraum nicht ausatmen durfte, um mit seinem verbrauchten Atem nicht den sakralen Raum und das Bild der Gottheit zu beflecken. In Kiew stand ein Tempel des Perun mit einer Holzstatue des Donnergottes, deren Kopf silbern war mit einem langen goldenen Schnurrbart. Als 908 Wladimir d. Gr. sich taufen ließ, befahl er, die Statue des Perun an einen Pferdeschweif zu binden, sie zu geißeln, durch die Straßen der Stadt zu schleifen und dann im Dniepr zu versenken. Die in diesen Tempeln und sonstwo gefeierten Feste schlossen sich gewöhnlich an den Jahreskreislauf an. Meist waren es Fruchtbarkeitskulte, bei denen nach dem eigentlichen Opfer auch Opferschmäuse begangen wurden. Das slavische Wort für Opfer lautet „Treba“. Das Opfer bestand aus Pflanzen und Tieren, aber nicht selten auch aus Menschen; so wurden z. B. bei der Einweihung des genannten Perunheiligtums in Kiew Menschen geopfert. Eigentümlich ist, daß die Slaven – darin den Pruzen ähnlich und im Unterschied zu den Germanen – einen organisierten Priesterstand besaßen, dessen Aufgabe der Opferdienst und die Wahrsagekunst waren. Helmhold schreibt (Chronik II, 12), der Priesterstand habe bei den Slaven – wenigstens auf Rügen und in Pommern – über dem der Könige gestanden. Wörtlich heißt es dort bei ihm: „Im Vergleich zum

Priester hat bei ihnen der König geringe Ehrfurcht, denn jener erforscht die Antworten und erkundet den Ausgang der Lose, jeder hängt ab von dem Winke der Lose, aber König und Volk hängen von seinem Winke ab“. Man sagte die Zukunft voraus aus dem Schreiten des heiligen Pferdes, aus dem Vogelflug, aus dem Füllhorn in der Hand des Swantewit, aus Stäbchen, die man warf und deutete. Beim Werfen der Lose bedeutete „weiß“ Glück, „schwarz“ Unglück. Auch beobachtete man abergläubig gewisse Begegnungen, besonders früh am Morgen, mit Tieren und Menschen und prophezeite daraus den Verlauf des Tages. Vieles im Folklore unserer Heimat wird auf diese alten slavischen Volksgebräuche zurückgehen. Bis um das Jahr 1900 herum hat sich ja mancher Aberglaube besonders in der Kaschubei erhalten.

III. Die Religion der heidnischen Germanen

Auch die Glaubensüberzeugungen der alten Germanen, als diese noch Heiden waren, sind für die Erkenntnis unserer westpreußischen religiösen Mentalität von Wichtigkeit. Denn Jahrhunderte vor der eigentlich deutschen, religiös aber christlich-katholischen Ostsiedlungsbewegung wohnten in Westpreußen und am Baltenmeer Germanenstämme, die in grauer Vorzeit von Skandinavien her eingewandert waren. Viele Germanen verließen dann im Verlaufe der sog. germanischen Völkerwanderung wiederum ihre und unsere Heimat, aber es blieben doch so manche zurück, die nachher im Slaventum aufgingen; und diejenigen, die fortzogen, hatten doch lange genug dort gelebt, um blut- und geistesmäßig dazu beizutragen, daß die Psyche und die Geschichte der dortigen Einwohner eine andere wurde, als die der Volksstämme im eigentlich slavischen Binnenland des Ostens. Daher ist auch die Religion und Religiosität der heidnischen Germanen von Wichtigkeit für den, der preußische, besonders westpreußische religiöse Eigenart verstehen will. Damit ist durchaus nicht geleugnet, daß die eigentliche deutsche Beeinflussung dieses Landes und Volkstums erst zu christlicher Zeit und durch die christliche Mission erfolgte. Interessant ist hierbei, daß z. B. der polnische Ethnologe Kostrzewski den Namen des „Kociewie“, d. h. der Gegend um Pr. Stargard herum, als „Gociewie“ d. h. „Gotenland“ deutet und daß wohl auch die Ortsnamen „Gdansk“ und „Gdingen“ irgendwie mit den „Dänen“ zusammenhängen. Auch mögen zum mindesten eini-

ge polnische und kaschubische Adelsfamilien Westpreußens germanischer, skandinavischer Herkunft sein oder gewesen sein, nach Ausweis ihrer Wappen, wie ja bekanntlich überhaupt ein Teil des slavischen Adels irgendwie mit den Wikingern zusammenhängt.

Wenn wir nun über die Religion der heidnischen Germanen nachdenken wollen, so dürfen wir nicht vergessen, daß man da vor allem zwei verschiedene Gebiete und Religionsformen zu unterscheiden hat: die Religion der Germanen im späteren Deutschland und die der nordischen, der skandinavischen Germanen. Über die Religion der Germanen auf später deutschem Boden wissen wir – wie bei den meisten nicht zivilisierten und erst spät christianisierten Völkern vor allem aus den Berichten von Missionaren. Von der Religion der skandinavischen Germanen dagegen künden die dortigen, von Germanen gesungenen und aufgeschriebenen Lieder und Sagen, zusammengestellt vor allem in der „Edda“. Allerdings sind in der Edda, die ja ein hochstehendes literarisches Kunstwerk ist, Einflüsse der antiken Religionen und des Christentums sowie vielleicht sogar des Manichäismus festzustellen. Im Norden besitzen wir dann auch schöne archäologische Zeugnisse in den frühstein- und bronzezeitlichen Felsenbildern in Schweden und Norwegen, aus denen wir vom Totenkult und Seelenglauben der prähistorischen Germanen dort erfahren. Vergessen darf man bei all dem nicht, daß die religiösen Vorstellungen und Praktiken der Germanen nicht einheitlich gewesen sind und auch kaum systematisch zusammengefaßt dargestellt werden dürfen. Einigkeit war nie ein Vorzug der Germanen, und hier oder dort festgestellte religiöse Zeugnisse darf man nicht zu einem System zusammensetzen suchen, das wohl im Kopfe des neuzeitlichen Gelehrten, indes nie aber in den Herzen der damaligen gläubigen Germanen bestanden hat.

Auch die alten Germanen waren Heiden, sowohl die auf dem Kontinent als auch die im Norden. Als Heiden glaubten sie an viele Götter, aber es haben sich bei ihnen auch Zeugnisse eines ursprünglichen Eingottglaubens erhalten. Es scheint, als wenn der frühere, allen Ariern gemeinsame Himmelsgott sich hinter der Gestalt des „Thiu“, „Thius“ oder „Ziu“ verborgen habe, der uns als germanischer Gott von vielen Quellen genannt wird. Thius ist eng verwandt mit „Djaus“, „Theos“, „Deus“, „Zeus“ der Inder, Griechen und Römer. Ein anderer Name dieses Gottes im Germanischen ist: „Tiwaz“ oder „Teiwaz“. Friesische, in römischen Diensten stehende Söldner haben am Hadrianswall einen Weihstein für ihren Gott „Mars thingsus“ errichtet, in welchem Namen man noch deutlich den alten „Thiuz“ heraushören kann. Wenn Tacitus berichtet, die Germanen feierten in ihren Liedern ihren

Ahnherrn „Tuisco“, so mag auch in diesem Namen der alte Eingottname verborgen sein. Im deutschen Wochennamen „Diens-tag“, der im Schwäbischen „Zies-tag“ lautet, steckt ebenfalls der „Thies“-Name. Die Schwaben nannte man im Mittelalter die „Ciu-vari“, d. h. die Ziu-Verehrer. Ein anderer Name dieses Gottes war „Er“. Der Name der „Irmisul“ enthält die Silbe „Er“ oder „Ir“. Ein Beiname des Ziu oder Thiuz bzw. Tiwaz war „Saxnot“ d. h. Schwertgenosse. Hypostasen dieses Gottes mögen im Norden die Götter Freyr, Baldur und Heimdall gewesen sein. „Freyr“ bedeutet ja „Herr“ schlechthin; „Baldur“ heißt „der Leuchtende“; Heimdall bedeutet „der über die Welt Leuchtende“. Und genau das war ja der altarisches und germanische Himmels-gott, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß „... die Germanen das Göttliche in dem erhabenen Sinnbild des lichten Taghimmels schauten“ (Anwander).

Dieser ursprünglich einzige Gott ist im Laufe der geschichtlichen Entwicklung bei den Germanen etwas in den Hintergrund getreten, und andere Göttergestalten beanspruchten die Frömmigkeit und den Kult ihrer Bekenner. Wotan – im Norden Odin genannt – wurde eine Zeitlang irgendwie der Hauptgott der Germanen, dann auch Donar, dessen Name in Skandinavien Thor lautet. In den germanischen Wochentagsnamen treten diese Gottheiten speziell hervor: Donar am Donnerstag und Wodan am Mittwoch, der ja im Englischen „Wodanes Day“ heißt. Der Freitag weist auf die Göttin Freya hin. Caesar referiert in seinem „Bellum Gallicum“, die Germanen hätten den „Merkur“, den „Herkules“ und den „Mars“ verehrt. Mit Merkur, dem Geleiter der Toten in die Unterwelt, meint er wohl den Wotan; der hammerbewehrte Donar ist dem mit einer Keule bewaffneten Herkules ähnlich; und Ziu ist eben als Kriegsgott = Mars. Nach dem Berichte Adams von Bremen standen im Tempel von Upsala Statuen des Thor, des Odin und des Frisco. Der beliebteste Gott unter diesen eben genannten ist Donar, der Hammerschwinger, der Gewitter- und Blitzgott, der Spender der Fruchtbarkeit, ein von den Bauern verehrt und ganz nach Bauerngestalt vorgestellter Gott. Sein Hammer „weicht und schützt alles Ehrbare und Kulturschaffende, die Eide, die Verträge, die Ehen. Gerade die besten germanischen Eigenschaften: ehrliche Güte, Gerechtigkeit, und Treue sind nicht in Wotan sondern in Donar verkörpert“ (Anwander). Populär ist seine Eß- und Trunksucht, von der es heißt: „Einen Ochsen aß Thor und acht Lachse, / Alles Würzwerk auch, das den Weibern bestimmt war; / Dazu trank Sifs Gatte der Tonnen dreie des Mets“. Wodan – der Name hängt mit „Wüten“ zusammen, daher auch „Wuotan“ oder „Wotan“ genannt – jagt mit dem „wildes Heer“ der Toten und Gespenster in den Zwölf-näch-

ten zwischen Weihnachten und Epiphanie im Sturmwind einher. Er ist als Windgott auch der Gott der Fruchtbarkeit auf den Feldern, dem die letzte Garbe geopfert wird. Ein Zauber- und Weisheitsgott ist er, aber auch ein unheimlicher Gott. Er reitet auf achtfüßigem Pferde, zwei Raben begleiten ihn und melden ihm alles, was in der Welt vorfällt. Um Weisheit zu erlangen, hat er ein Auge geopfert. Er hat es mit Krieg, Mord, Tod zu tun. Als Gott des Schlachtenmordens läßt er die gefallenen Helden ins Jenseits ziehen. Er ist „Walvater“, der auf der „Walstatt“ durch seine „Walküren“ die Gefallenen nach „Walhalla“ führen läßt. Eigentümlich, daß auch im Polnischen „Wal-ka“ = der Kampf ist; ob man das aus der Sprache der Wikinger übernommen hat, denen die polnische Sprache wohl auch den Ausdruck „Witez“ = Held und „Szlachta“ d. i. der in die „Schlacht“ ziehende Adel, die Männer aus edlem Ge-, „schlecht“ verdankt? Denn Wodan war unzweifelhaft der Gott der Wikinger, jener unerschrockenen See- und Landräuber, welche England, Island, die Normandie in Frankreich, Sizilien, Rußland eroberten und staatlich organisierten, die Konstantinopel bedrohten, Paris verbrannten, Grönland und Nordamerika entdeckten, aber eigentlich ohne Hoffnung kämpften, in stolzer Verbissenheit, dessen gewiß, daß es für sie keinen Rückweg mehr in die einmal verlassene Heimat gab. Es ist möglich, daß nach Wodan der „Boden-See“ benannt ist und auch der Ort „Godes“- oder „Bodes-Berg“. Die Frau Wodans ist Frigg, welche die Häuser und Hütten der Menschen segnet und die Ehe und Hausfrauenarbeit unter ihren Schutz gestellt hat. Im Norden hat Tyr einen Teil von Zius Aufgaben übernommen; er ist dort vor allem Kriegs- und Schwertgott und besitzt nur eine Hand, da er die andere verlor, als er sie in das Maul des Fenriswolfes legte, den die Himmelsgötter fesselten. Schließlich braucht man ja zum Führen des Schwertes auch nur eine Hand. Im Norden unterscheidet man zwischen den Göttergeschlechtern der Asen und der Vanen. Die ersten sind mehr Himmels-, die anderen mehr Erdgötter; die ersten sind mehr Vertreter des männlichen Kampfes, die anderen Repräsentanten des weiblichen Fruchtbarkeitsprinzips. Unter den Vanen ist in Schweden besonders der Gott Freyr beliebt, auch Fricco oder Fro genannt, den die Vanen einst den Asen als Geisel stellten. Er ist der Gott der landwirtschaftlichen Fruchtbarkeit und Freude; sein Bild wurde in festlichen Umzügen im Lande herumgeführt. Neben ihm steht als seine Schwester und Gattin Freya, die Schutzgöttin der Liebe. Manchmal scheint es, als wenn sie mit Frigg identisch wäre, öfter aber tritt sie als bloße „Geliebte“ Wodans auf und überhaupt als die Vertreterin der „freien“ Liebe gegenüber der durch Frigg beschützten ehelichen Liebes- und

Lebensgemeinschaft von Mann und Frau. Es ist möglich, daß die sexual-erotischen Züge im Freyr-Freya-Kult aus den Fruchtbarkeitsriten der Mittelmeerkulturen stammen und nicht genuin germanisch sind.

Eine eigentümliche Gestalt der nordischen Mythologie ist Loki. Er gehört weder den Asen noch den Vanen an. Listig und verschlagen hilft er den eigentlichen Göttern aus mancher Verlegenheit, beschwört aber auch Unheil über sie herauf, indem er sie in Schuld und Treulosigkeit verstrickt. Der Untergang der alten Götterherrlichkeit ist letzthin sein Werk. Seine Tochter ist die riesige Unterweltsgöttin Hel – der deutsche Name „Hölle“ steht mit ihrem Namen in Zusammenhang. Seine Kinder sind auch die götterfeindlichen Ungeheuer wie der Fenriswolf und die Midgardschlange. In allem erscheint Loki als die Personifikation des Dunklen und Bösen. Vielleicht stellt er auch die Schatten- und Gegenseite des lichten Himmelsgottes dar? – Bestimmt ist eine Abzweigung des alten arischen und germanischen Himmelsgottes der hell strahlende Götterliebhaber Baldur, dessen Tod Loki verschuldet. Zur Strafe wird Loki, wie einst Prometheus, an einen Felsen geschmiedet und über ihm eine Giftschlange angebracht, deren Geifer ihm ins Gesicht tropft. Sein treues Weib harret bei ihm aus und hält eine Schüssel über dem Haupte des unglücklichen Mannes, um seine Schmerzen zu lindern. Nur wenn die Schale voll ist und die Getreue sie ausleeren muß, fallen Gifftropfen ins Antlitz des verbrecherischen Loki; er schüttelt sich in wildem Schmerz und verursacht damit Erdbeben.

Neben den großen Göttergestalten stehen sodann – wie überall – eine Unmenge kleinerer. Schon Tacitus nennt die Göttin Nerthus, deren Heiligtum auf einer Insel liegt, in einem heiligen Hain, von wo das Bild der Göttin jedes Jahr im Frühling durch die Lande gefahren wird, um die Fruchtbarkeit des Ackers zu bewirken. Nach dem Umgang wird die Statue der Gottheit in dem geheimnisvollen See inmitten des heiligen Haines gewaschen und die dabei beschäftigten Diener des Heiligtums ertränkt. Fruchtbarkeit spendet auch die Göttin Fulla. Die schöne Idun(a) hütet die Unsterblichkeit schenkenden Äpfel der Götter. Die sog. „Idisen“ sind kluge Frauen, die bei der Geburt das Schicksal der Menschen bestimmen. Hulda – im Märchen „Frau Holle“ genannt – schützt und belohnt die fleißigen Mädchen. Daneben glaubte man an „Elben“ verschiedenster Art – Gewitter-, Feld-, Wald-, Baum-Elben oder „Elfen“. Die „Seelen-Elben“ des Volksglaubens sollen aus den Seelen ungetaufter und unzeitig geborener Kinder entstehen. Auch Zwerge, Wichtel- oder Heinzelmännchen, Nixen, Kobolde, Nachtmaren, Nornen, Hexen gehören irgendwie hinein nicht

bloß in die Mythologie, sondern auch in den religiösen Glauben der Germanen, bis hinein in den Volksglauben jüngster Zeit noch. In der Edda spielen die Riesen – dort „Thursen“ genannt – eine wichtige Rolle. Allüberall im germanischen Bereich meint man auch, Menschen könnten sich in Wölfe oder Bären verwandeln; es sind dann die sog. „Werwölfe“ – „Wer“ bedeutet Mann – und „Berserker“. Eigentümlich ist der Glaube der Germanen an die „Fylgien“ = Folge-geister, gewissermaßen Schutzengel, die dem Menschen überall hin folgen, um ihm zu helfen, ihn in Gefahren zu warnen. Sie sind eine Art verkleinerten oder verfeinerten Ichs des Menschen; in Sagen und Märchen erscheinen sie manchmal in Gestalt eines Mäusleins, das aus dem Munde des Schlafenden kriecht und dessen verhinderte Rückkehr in den Menschen hinein zur Folge hat, daß der betr. „mause-tot“ wird. Für den alten Germanen hatte auch seine Familien- und Kultgemeinschaft numinosen Charakter. In der religiös aufgefaßten Sippe war für den Einzelnen alle Kraft und Mächtigkeit verborgen; wer heraustrat aus dem Sippenverband, der war „vogelfrei“ und rechtlos, der verlor aber auch alle eigentliche Kraft, die aus den heiligen Blutsbanden hervorging. Auch die Frauen wurden bei den Germanen auf gewisse Weise religiös verehrt. Tacitus berichtet da: „... eine gewisse Heiligkeit und Voraussicht findet sich bei den Frauen, und man verschmäht weder ihren Rat noch läßt man ihre Aussprüche unbeachtet“ (Germania 19.) Man schrieb den Frauen seherische Fähigkeiten zu und kannte auch weibliche Opferpriesterinnen.

Damit kommen wir zum Kult der Germanen. In alten Zeiten konnte man weder Tempel noch Bildnisse der Götter. Nach Tacitus glaubten die Germanen nicht, „... daß es der Größe der Himmlischen entspreche, sie nach menschlichem Bilde zu gestalten oder sie hinter Mauern einzuschließen. Sie weihten ihnen vielmehr Haine und Wälder und riefen mit den Namen der Götter jene geheime Macht an, die sie nur in anbetender Ehrfurcht schauten“. Nach Tacitus gab es Götterhaine, welche der Mensch nur gefesselt betreten durfte, zum Zeichen dessen, daß er der Sklave der Gottheit sei. Auch gewisse Bäume waren den Göttern heilig, so die Donareiche, welche Winfried-Bonifatius einst fällte. Die Irminsul – wohl eine Art Weltsäule darstellend, welche das Firmament trägt – war Repräsentantin der unsichtbaren Göttermacht. Sie war nur ein Baumstamm, aber schon Tacitus weiß von einer Statue der Göttin Nerthus. In späterer Zeit kannten die Germanen auch Tempel, so die Sachsen um die Irminsul herum, so die Friesen, deren Fosite-Tempel in alle Lande hin berühmt war. Auch in Upsala, in Schweden, befand sich ein aus allen Gegenden des Landes besuchter Tempel mit Götterbildern darin. Einen

eigentlichen Priesterstand, wie die Kelten ihn mit ihren Druiden und die Preußen in ihren Wajdelotten hatten, kannten die Germanen nicht. Opferer war der Stammesälteste oder der Familienvater, hier oder da auch alte und weise Priesterinnen. Opfertiere waren vor allem Pferd und Eber, in manchen Fällen auch Menschen.

So berichtet Tacitus (Annalen I, 61), daß die Centurionen und Tribunen, die in der Varusschlacht im Teutoburger Walde gefangen wurden, alle den Göttern geopfert worden seien. Auch von den Kimbern wird erzählt, ihre Frauen hätten aus Kesseln voller Blut von Kriegsgefangenen geweihsagt. „Ungeziefer“ nannte man jene Lebewesen, die nicht als Opfer verwendet werden durften. Wie bei allen primitiven Völkern, hatten auch bei den Germanen ihre religiösen Riten oft den Charakter von Zauberhandlungen. Wodan war auch ein zauberkundiger Gott, und das ganze Leben des germanischen Heiden war von Schaden- und entsprechendem Abwehrzauber durchwirkt. Man denke nur an den Hexenglauben aus alter und neuer Zeit. Auch das sog. Johannesfeuer, das man um die Sommersonnenwende abbrannte, hatte ursprünglich magische Bedeutung: durch das Feuer sollte die Kraft der sich wendenden Sonne gestärkt werden.

Kraft ihrer Religion waren die Germanen davon überzeugt, daß der Mensch im Tode nicht ganz zugrunde gehe, sondern ein Leben nach dem Tode führe. Man glaubte z. B., der im Grabe ruhende Leichnam könne aufstehen und bei Nacht seine Angehörigen besuchen; man fürchtete Spukerscheinungen und Gespenster und bangte vor dem „lebenden Leichnam“, gegen den man sich durch allerhand Mittel – darunter auch durch das Einäschern der Toten – zu schützen suchte. Man glaubte auch an die Verwandlung von Toten in Tiere, besonders in die sog. „Seelentiere“, die durch ihre Gestalt oder Lebensweise etwas Unheimliches an sich hatten, wie etwa Mäuse, Wiesel, Eidechsen, Schlangen, Nachtvögel, Nachtfalter. Von manchen Verstorbenen nahm man an, daß sie sich in Bergen oder an Kreuzwegen aufhielten. Gewiß glaubte man an ein besonderes Totenreich in der Erde, aus dem irgendwie auch alle Fruchtbarkeit des Erdbodens stammte. In die Erde wurden ja die Toten hineingebettet, aus der Erde kam die grüne Halmfrucht, der Urgrund aller Lebensmittel. Auf die Ergiebigkeit der Erde suchte man nicht nur durch Fruchtbarkeitsriten – wie etwa rituelle Hochzeiten auf dem Erdboden – einzuwirken, sondern auch durch Toten- und Seelenkult. Man spendete den Verstorbenen Trank- und Speiseopfer, um sie sich gnädig zu erhalten. Man feierte zur Zeit der Wintersonnenwende das Julfest, bei dem die Geister der Verstorbenen frei auf Erden herumschweifen durften und man sie bewirtete und auch bei Fröhlichkeiten aller Art zu Gaste zog.

In der nordischen Mythologie unterschied man zwischen dem finsternen, unterirdischen Totenreich der Hel und der lichten Himmelsburg Walhalla oder Asgard. In die letztere kamen die im Kampfe Gefallenen, die „Einherier“, welche Wodan/Odin dort sammelte, um mit ihrer Hilfe den letzten Kampf gegen die Mächte der Vernichtung führen zu können. Aber weder Hel noch Walhall waren für den Germanen attraktiv: er wollte lieber unter dem Lichte der Sonne leben als in die Totenreiche wandern. Und doch: es ging nicht anders; es war Schicksal des Menschen zu sterben, wie ja alles in der Welt dazu verdammt war, einst sein Ende zu erleben! Aber wenn man schon sterben mußte, so wollte man dem Tode doch wenigstens mutig in seine leeren Augenhöhlen schauen.

Alles geht einmal zugrunde – auch die Welt der Götter! – das war die Überzeugung der altnordischen Sagen, welche in den Erzählungen von der drohenden „Götterdämmerung“, dem „Ragnarök“ gipfelten. Einst werden Götter und Menschen ihre Kraft verlieren; einst werden die Mächte der Zerstörung, die Midgardschlange, der Fenriswolf, Loki und seine Gefolgschaft von götter- und ordnungsfeindlichen Riesen heranrücken gegen Walhall, und es wird ein furchtbarer Kampf beginnen zwischen Göttern und Einheriern auf der einen und den finsternen Gewalten und schlechten Menschen auf der anderen Seite. Es wird alles in der Waberlohe der Götterdämmerung untergehen, sowohl Gottheiten und Menschen als auch die teuflisch finsternen Mächte. „Da beginnt auch die Sonne dunkel zu werden / die Erde sinkt ins Meer, / es stürzen vom Himmel die leuchtenden Sterne / Rauch und Feuer rasen, und große Hitze lodert zum Himmel empor“ – heißt es dort. Aber – und dieser Gedanke scheint in die Edda aus dem Christentum eingedrungen zu sein! – nach dem bitteren Ende kommt ein neuer, schöner Anfang. Die Erde steigt wieder grünend aus dem Meere empor; die Kinder der Götter leben wieder auf und finden die von den schuldhaften Ahnen verlorenen goldenen Tafeln wieder, auf denen Gesetz und Gerechtigkeit verzeichnet sind; neue Menschen wird es wiederum geben, die nicht mehr dem Gesetz der Sünde unterliegen . . . Ein neuer Himmel und eine neue Erde! Gewisse Ideen der heidnischen Götterdämmerung kommen auch im späteren, bereits christlichen „Wessobrunner Gebet“ und im „Heliand“ zum Ausdruck – ein Erweis dessen, wie tief die Idee des unvermeidlichen Untergangs in den Seelen der Germanen lebte. Irgendwie war der heidnische Germane doch – wie man ihn neuzeitlich-existentialistisch interpretiert – überzeugt von der Absurdität auch des heldischsten Lebens, wenn dieses Leben nicht mehr in Gott und seinen Geboten begründet ist, und irgendwie nahm der skandinavische Heide auch selbst seine Götter in

die ohne Gott und sein Gebot aussichtslose „metaphysische Sinnlosigkeit des Menschenschicksals“ (Baethge) mit hinein. Gerade die Erzählungen vom Götter- und Weltende, welches durch die moralische Schuld der Götter selbst herbeigeführt wird, legen Zeugnis davon ab, wie sehr auch der heidnische Germane davon überzeugt war, daß das Leben nicht der Güter höchstes, der Übel größtes dagegen Sünde und Schuld seien. Der deutsche Ausdruck „Sünde“, wird von manchen mit „Sund“, von anderen mit „Sein“ in Zusammenhang gebracht. Im ersten Fall bedeutet Sünde eben „Sund“, welcher den Menschen vom eigentlichen, vom göttlichen Leben trennt; im anderen Falle will das Wort besagen, daß die Sünde zutiefst ins Sein des Menschen eingreift, dieses Sein zu einem solchen macht, das eigentlich nicht mehr zu sein verdient.

Diese Überzeugung vom Zugrundegehen der Götter und Menschenwelt infolge Schuld der Götter und Menschen wirkt umso tragischer, als die germanische Ethik auch in heidnischer Welt verhältnismäßig hoch stand. Man schätzte das Verbundensein mit seiner Sippe, man pries und übte die Gastfreundschaft, man hielt Ehe und Familie hoch und heilig. Tacitus schreibt von den germanischen Ehen seiner Zeit: „Die Ehen werden dort streng gehalten, und keinen Teil der Sitten mag man mehr preisen. Denn fast als die einzigen unter den Barbaren begnügen sie sich mit einem Weibe, wenige ausgenommen, welche nicht aus Wollust, sondern wegen des hohen Standes für mehrere Verbindungen begehrt werden“ (Germania 18). Man verlangt vor allem auch Treue gegenüber dem selbstgewählten König oder Herzog und meinte – wie es im Beowulf-Epos heißt: „Tod ist besser für jeden Edlen als ein Leben voll Schande!“

IV. Christliche Volksfrömmigkeit in Westpreußen

Aus den drei Quellen der Volksreligionen unserer Heimat fließt jener Strom der Religion in unseren Seelen, die einst dort empfangen und zum Lichte der Welt und Ewigkeit geboren wurden an den Ufern der Weichsel und Ostsee: aus den Religionen der alten Preußen, der am Baltenmeer wohnenden Slaven, der vor allem aus Skandinavien eingewanderten Germanen. Zu diesen drei heidnischen Religionsströmungen trat dann die Religion von oben her, das Christentum, dem die alten heidnischen Religionen den Weg bereiteten in unser Herz und unsere Heimat.

Christentum ist in erster Linie Botschaft vom Vatergott, der die Menschen zu seinen Kindern haben will und der bereit ist, uns auch als Sünder anzuerkennen – der auch im Sünder noch denjenigen achtet, der nach Gott strebt und letztthin doch alles in Gottes Vaterhände legt, indem er in jeder Situation seines Lebens bekennt: Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Christentum ist weiter Glaube an Christus, der auf diese Welt gekommen ist, um Zeugnis vom Vater und seiner Verbundenheit mit dem Vater abzulegen, und der gestorben ist für unsere Sünden, damit wir vom Vater nicht nur hörten, sondern mit ihm in Wirklichkeit versöhnt seien. Christentum ist sodann Leben im Heiligen Geist als dem Geiste ewiger göttlicher Liebe, welche die Menschen heraushebt aus den Engen und Nöten ihrer rein menschlichen Existenz und sie dann lebensvoll zusammenschweißt zur Einheit des „Corpus Christi Mysticum“, in dem allein Gemeinschaft unter den Menschen möglich ist – Gemeinschaft auf die Art, daß jeder Christ „Glied am Leibe Christi“ ist und einer dem anderen unendlich nahe kommt gerade in Gott und Christus in den Tiefen seiner Seele, dort wo er durch Christus unmittelbar in Verbindung steht mit dem Vater. Das Christentum ist aber eine Offenbarungsreligion und als solche nicht herausgewachsen aus den Seelen, Hirnen und Herzen der Menschen, sondern diesen von Gott geschenkt aus lauter Gnade, damit sie Erlösung, damit sie ein „neues Leben“, eine neue Existenz hätten. Diese Gnaden- und Erlösungsreligion wird von Gott dem Menschen angeboten und vom Menschen entgegengenommen als Geschenk, jedoch nie so, als wenn die Gnade gänzlich unvermittelt und wie zauberisch in den Menschen ströme, sondern so, daß Gott anknüpft daran, was im Menschen für den Anruf und für die Hilfe Gottes schon bereit liegt.

Wir fragen nunmehr, ob in unserem, von gläubigen Ahnen überkommenen Christentum noch irgendwelche Spuren davon zeugen, daß Gott gerade auf dem Mutterboden unserer Seele so gewirkt hat, daß die uns einst belebenden Quellen der Religiosität noch festzustellen sind. Ist unser Christentum anders als das anderer Stämme und Menschen, und das aus dem Grunde, weil die Botschaft von oben auf einen anderen Ackerboden fiel als bei jenen anderen, und hat die Gnade Gottes bei uns gerade daran angeknüpft, was in vorchristlicher Zeit an uns bereit und vorbereitet war?

Es ist nicht leicht, von sich selbst Zeugnis abzulegen, aber es muß doch wohl gestattet sein, sich Gedanken über sich selbst und seine letzte Einstellung zu den letzten und höchsten Dingen und Werten zu machen.

Es darf wohl zunächst erlaubt sein, auf ein gewisses **altpreußisches**

Erbe in unserer religiösen Grundhaltung hinzuweisen: auf die Naturverbundenheit unserer Religiosität und, damit in Zusammenhang, auf die in gewisser Weise naiv freudige Natürlichkeit unseres Frommseins. Vor allem in der Schönheit und Fülle der Natur, in ihrem Blühen und Wachsen, in ihren Stürmen, Gewittern und frostklaren Wintertagen empfinden wir die Nähe Gottes, so wie einst unsere altpreussischen Vorfahren das Göttliche erfuhren im Schein der Sonne und Treiben des Schnees, im Reifen des Brotkorns und im Gedeihen des Viehs auf den Feldern. Gott ist nie fern von uns. Er hat sich in unseren religiösen Erlebnissen nicht hinter den Sternen thronend und unnahbar versteckt, um von dort aus „rein sachlich“ über unsere „Belange“ zu entscheiden, sondern er kümmert sich um uns und um unsere geringsten Kleinigkeiten. Er sorgt für unser Feld, hilft uns bei unserer Arbeit, schützt uns vor all dem, was uns im Alltag geschehen kann. Wenn wir essen und wenn wir trinken, wenn wir atmen oder umherschauen, wenn wir singen oder auch tanzen, wenn wir arbeiten oder uns erholen, ist er einem jeden von uns unendlich nahe. Er ist nicht ein Gott gewissenhaftester Pflichterfüllung und feierlicher Distanz, sondern ein Gott des Lebens gerade im Alltag. Nicht in abstrakten philosophischen Gedankengängen wird er angegangen, er wird nicht erkünstelt und erdacht, sondern er ist uns einfach ganz nah! Man quält sich nicht und zerquält sich nicht um Gott, sondern man begegnet ihm auf Schritt und Tritt und lebt mit ihm in trauter Gemeinschaft. Er ist derjenige, dessen Gegenwart uns selbstverständlich ist. Er ist derjenige, in dessen Armen oder unter dessen behütendem Blick wir uns wohlfühlen! Wir rechnen und rechten nicht mit ihm, sondern wir sind froh in seinen Diensten. Wir kommen nicht „amtlich“ zu ihm und wir machen ihn nicht zu einem „Problem“, sondern er ist einfach für uns da, so wie der Frühling da ist und seine Blumen, so wie der Sommer da ist mit seinen Getreidefeldern, so wie Herbst und Winter da sind mit ihren einzigartigen Reizen. Irgendwie ist ein jeder von uns noch heute so eingestellt wie der baltische Mensch überhaupt, der bei jeder Gelegenheit des Alltags einem Gott zu begegnen glaubte.

Und noch eins dürfte wohl altpreussisches Erbe in uns sein: die Liebe zu unserer unvergeßlichen Heimat, der wir ja entsprossen sind wie ein Kind dem Schoße der Mutter. Heimat ist uns kein Stück Erde, das man mit Geld und guten Worten abgelden kann, sondern sie wird von uns erlebt als etwas von göttlichen Kräften Erfülltes. Wenn die Balten die Erde als gebärende Mutter verehrten; wenn sie sich verbunden fühlten mit den Toten, die dort im Schoße der „Mutter Erde“ ruhen; wenn sie eher sterben wollten, als die Heimat vergessen, ja

wenn sie sogar hofften, mit Hilfe einer Seelenwanderung heimkehren zu können zu den Wäldern und Flüssen, zu dem Meer und den Feldern ihrer Heimat – irgendwie lebt dieser Glaube auch in uns. Auch unsere Friedhöfe dort hinten im nie vergessenen Land gehören zu unseren religiösen Wirklichkeiten, auch wenn vielleicht nicht nur die Holzkreuze auf den Gräbern, sondern die Leiber und Särge der dort Begrabenen bereits zerfallen sind. Auch die Wegkreuze inmitten blühender Flur gehören dazu. Auch die Ähren- und Blumensträuße, die wir am Festtage der Himmelfahrt Mariens durch des Priesters Hand weihen ließen. Vielleicht darf man auch eine gewisse Fröhlichkeit unseres Christseins als Erbe unserer preußisch baltischen Vorfahren dort auffassen, für die Religion nicht nur in Erfüllung von Geboten und in Buße für Vergehen gegen die Pflichten bestand, sondern im Singen und im Beten bei Flurgängen zu heidnischer wie auch zu christlicher Zeit. Ist nicht auch in manchen Melodien unserer Kirchenlieder etwas, was gerade in dieser Hinsicht vom Erbe der Vorfahren dort kündet?

Auch den **Slaven** dort in der Heimat einst und jetzt haben wir so manches zu verdanken in unserer religiösen Psyche. Charakteristisch für die Seele des Slaven ist eine gewisse Breite und Weite; mit Recht spricht man von der „sjerokaja dusja“ der Russen. Damit verbunden ist eine gewisse Weitschweifigkeit und eine Liebe zur Ungebundenheit, die manchen Menschen des römisch und deutsch beeinflussten Westens „anarchisch“ dünkt. Auch eine gewisse Sorglosigkeit ist in der Slavenseele, eine gewisse Bereitschaft zu denken, es werde sich mit Gottes Hilfe schon alles von selbst regeln. Gibt es Spuren dieser Weite und Freizügigkeit nicht auch in unserer westpreußischen Frömmigkeit? Wir sind jederzeit bereit zur Gemeinschaft mit anderen und glauben, nicht so „zugeknüpft“ zu sein, wie gerade die frömmsten und strenggläubigsten Christen mancher westlichen Gegenden. Das erste, woran wir denken, ist, die Arme und das Herz aufzutun, und erst, wenn wir enttäuscht werden, dann ziehen wir uns schmerzlich und verletzt zurück . . . Wir sind sodann stets gern bereit, dem Nächsten jegliche Freiheit zu gewähren auch und besonders in seinem religiösen Tun. Wir sind gern großherzig und weitherzig im Religiösen. Schließlich hat uns ja auch unsere Geschichte zu dieser Breite und Weite des Herzens verpflichtet: in unserer Heimat gab es neben Katholiken immer auch Lutheraner, Reformierte, Mennoniten, Sektierer; immer lebten dort nebeneinander Deutsche, Polen, Kaschuben, Juden. Schweden, Dänen, Hanseaten waren einst eingewandert bei uns und hatten sich bald jenem bald einem anderen Bekenntnis, ja bald diesem bald jenem Volkstum zugewandt. Und die Deutschen dort

waren den verschiedensten Stämmen entsprossen: Niedersachsen und Schwaben, Schlesier und Holländer, Flamen und Österreicher! Und bei vielen war es nach einer gewissen Zeit nicht einfach zu entscheiden, ob sie Deutsche oder Polen waren oder sein wollten und sollten. Ganz notwendig mußte es bei den Menschen dort dazu kommen, daß einer den anderen ertrug und trug, zumal da blutmäßig und geistig die Mischungen immer größer, die Meinungen aber immer mannigfaltiger wurden... Durften wir da jemanden zu einer ganz bestimmten Art von Frömmigkeitsübung verpflichtet? Durften wir da einen Mitchristen verketzern, wenn er auf eine andere Art seinen Gott suchte, ihn fand und ihm diente, als wir es zu tun versuchten? Der eine betete seinen Rosenkranz, der andere aus einem alten, vielleicht schon „unmodernen“ Gebetbuch, der dritte war Anhänger der liturgischen Erneuerung – aber auch hier mit einer gewissen lächelnden Dankbarkeit für das Alte – und der vierte freute sich auf das Hochamt mit Volksgesang! Mochte ein jeder tun, was er wollte, wenn er bloß Gott suchte! Das war unsere Einstellung, die uns nicht verstehen läßt, wie man oft eine Beurteilung anderer Christen daran bindet, ob sie auch entsprechend der gerade in dem betr. Landesteil üblichen Art beten und zum Tische des Herrn treten. Dieser Hang zur Freiheit und Weitherzigkeit mag schon etwas mit dem slavischen Blut- und Geisteserbe der Menschen und Christen unserer Heimat zu tun haben.

Ähnlich ist es mit einer gewissen Vertraulichkeit des westpreussischen Christen seinem Gott gegenüber. Man macht in der Religionswissenschaft darauf aufmerksam, daß der Slave von seinem Gott oder seinen Göttern gern in Deminutiv-, in Verkleinerungsformen spricht oder sprach. Anstatt „Swarog“ sagte man „Swarozyc“, d. h. kleiner Swarog; anstatt „Ksiaze“ d. h. Fürst sagte man vom Monde „Ksiezyc“ d. i. „kleiner Fürst“ oder „Fürstelein“. Ähnlich beobachtet man wohl im polnischen Frömmigkeitsleben der Gegenwart den Hang, von Gott, Jesus, Maria in zierlichen Verkleinerungsformeln zu sprechen. Sagen nicht auch wir gern „Ach Gottchen!“ oder „Mein Gottchen!“? Sind nicht auch wir gern familiär mit Gott? Wir können uns Gott nicht vorstellen unter der Gestalt eines ernst- oder norddeutschen Pastors oder Prälaten, der mit unendlich ernster Miene seinen heiligen Dienst bei der Verkündigung der Frohbotschaft vollzieht und dessen scheinbar wichtigstes Bemühen ist, ja bloß die ihn angehenden Menschen nicht merken zu lassen, daß ihn ihre Not wirklich innerlich berühre! Gott ist unser Vater, zu dem man auch einmal ungewaschen kommen kann und in der Freizeit. Und vielleicht darf man auch daran erinnern, was Helmhold einst von den Slavenpriestern

berichtet, daß sie beim Volk angesehener seien als woanders die Könige? Auch unsere Priester sind oder waren irgendwie mehr „populär“, mehr volksverbunden als woanders. Sie stehen und standen im Volk mit all dem, was dabei groß und auch vielleicht hier oder da gering ist. Irgendwie lebt oder lebte in unseren Priestern jene, gerade im adligen Slaventum gerühmte Bereitschaft „Panjebratsch“ d. h. „Panie Bracie“, „Herr Bruder“ mit der Gemeinde zu sein und das auch im Leben des Alltags. Das führte manchmal vielleicht zu beklagenswerten Vorfällen, verschaffte aber auch das große Erlebnis, daß ein jeder in seinem Pfarrer nicht so sehr den „Pfarrherrn“ als den Vater und älteren Bruder sah. Es sei da die schöne Sitte unserer heimatlichen „Kalenden“ erwähnt, wo zur Zeit des Festes der heiligen Drei Könige die Geistlichen die Haus- und Wohnungsweihe bei ihren Pfarrkindern vornahmen, wobei dieser Hausbesuch besonders in ländlichen Pfarreien sich oft zu einem herzlichen Familienfest ausgestaltete, zu dem Verwandte und Bekannte eingeladen wurden und wo der Seelsorger seine Gemeinde schnell und direkt kennen lernen konnte.

Nicht minder aber ist auch das **altgermanische** religiöse Erbe in unseren Seelen und Geistern immer noch lebendig. Die Religion der alten, der heidnischen Germanen war ernst und tragisch. In ihr kam zum Ausdruck das Bewußtsein eines Ringens der ewigen Gewalten um Midgard, das Reich der Menschen. Stets hatte sich der Mensch zu entscheiden entweder für das Reich des Lichtes oder für den Abgrund des finsternen Loki und seiner Falschheit. Besonders die Religion der Wikinger, die ja als erste aller germanischen Stämme ihren Fuß auf den Boden unserer Heimat gesetzt und diese Heimat politisch geordnet haben, brachte diese tragische Weltauffassung deutlich zum Ausdruck. Der Mensch unterliegt einem unbarmherzigen Schicksal, davon war man überzeugt, und auch die Welt der Götter verfällt noch mächtigeren Gewalten, wenn sie sich verschuldet. Der Wikinger bäumte sich auf im Trotz gegen die Götter, er knirschte unter der Last auch des unpersönlichen Schicksals, er glaubte an Ehre, Kampf, Sieg, war aber auch irgendwie davon überzeugt, daß all das doch letztlich vergeblich sei, da der Mensch eben untergehen müsse. Damit verband sich die Idee der ewigen Gesetzlichkeit –, welche nicht immer auch eine ewige Gerechtigkeit sein mußte! – der sowohl Götter als auch Menschen unterlagen . . . Auch das alles lebt noch irgendwie in uns. Wir sind zutiefst überzeugt davon, daß in Welt und Menschenleben Mächte walten, die stärker sind als wir, und denen wir uns unterzuordnen haben, auch wenn wir an ihnen zerbrechen. Wir wissen, daß die ewigen Gesetze höher zu schätzen sind als unser

persönliches Glück. Wir wissen, daß am Anfang der Weltgeschichte die Sünde der Menschen steht, ob derer die ganze Menschheit angefressen ist und innerlich ausgehöhlt wie von einem Wurm, stets bedroht wie die germanische Welt vom Fenriswolf und der Midgardschlange. Und wir bäumen uns immer wieder auf gegen diese Schicksalsmacht und müssen nur allzu oft das Vergebliche unserer unentwegten Revolte erleben. Aber wir anerkennen auch eine lichte Seite im Glauben der alten Wikinger: ihre Überzeugung vom Dasein eines „Freundschaftsgottes“, ihr Glaube daran, daß irgend welcher der Himmlischen Freundschaft schließe mit dem heimatvertriebenen und in der feindlichen Fremde schweifenden Normannen und ihm Geleit gebe über das Meer, bis er neue und stete Heimat finde, und sei diese Heimat auch nur ein Grabhügel an sturmumtoster Küste.

Gerade dieser Wikingerglaube an die Treue des Freundschaftsgottes ist es denn wohl auch, der unsere christlichen Überzeugungen zuletzt prägt. Gerade weil wir die Übermacht der ewigen Mächte in unserem Leben und unsere menschliche Ohnmacht ihnen gegenüber unzählige Male erfahren mußten, ist uns Christentum nicht in erster Linie Angelegenheit des Menschen, sondern Religion göttlicher Gnade. Gnade ist alles! Gottes gnadenvolle Liebe ist stärker als all unsere menschlichen Schwächen und Schlechtigkeiten. Gnade ist wirklicher und wichtiger als all unser menschliches Bemühen. Nicht an unserer Arbeit, sondern an Gottes Segen ist alles gelegen. Religion ist nicht Menschenwerk, sondern Gotteskraft. Nicht dank unserem Bemühen kommen wir hinweg über die Tragik des Menschendaseins im Allgemeinen und unsere persönlichen Schicksale im Besonderen. Nur Gott kann es sein, der unsere Seele, der unsere ganze Existenz in seine Hände nimmt und unsere irdische Heimatlosigkeit und tragische Trostlosigkeit zu überwinden vermag. Der Gott, der sich im Kinde von Bethlehem zu uns neigte, der Gott, der das Opfer seines Sohnes für die Sünden der Welt auf Golgotha annahm, der Gott, der seinen Heiligen Geist schickte, um menschliche Vereinzelung in Gemeinschaft mit Gott aufgehen zu lassen, er ist es, an den wir glauben und dem wir vertrauen gerade darum, weil wir wissen: alles ist Gnade und jegliches Menschenwerk, auch das gute und edle und heldenhafte, ist vor Gott wie Heu und trockenes Gras.

Haben wir richtig gesehen, wenn wir unsere Religiosität als aus vier Quellen gespeist darstellten? Sie ist – so scheint es – naturhafte Begegnung mit Gott und Verbundenheit mit den Toten im Boden der Heimat wie einst bei den alten Preußen. Sie ist Weite der Seele und Vertrautheit mit Gott wie bei den alten Slaven in ihrer Religion. Sie ist Überzeugung vom unlösbar tragischen Ernst des Lebens wie einst

bei den alten Germanen. Und sie ist schließlich – nicht von uns selbst hervorgebracht, sondern in Gnade uns geschenkt – der Glaube, daß Gottes Liebe stärker ist als alle Schwäche der Menschen – stärker auch als alle Bosheit der Menschen – stärker auch als all das, dessen sich Menschen als Werk ihrer Intelligenz und Energie rühmen!

Nachwort

Vorliegendes Büchlein ist eine Umarbeitung von vier im „Heimatbrief der Danziger Katholiken“ (Mai, Juli, August, Oktober 1962) erschienenen Aufsätzen über „Die Religion unserer Vorfahren“. Diese Artikel fußten u. a. auch auf Veröffentlichungen des Verfassers u.d.T. „Historia religii w zarysie“ (Pelplin 1935 = Religionsgeschichte im Umriß) und „Poganska dusza slowianska a Ewangelia“ (in: Ateneum Kaplanskie, Wloclawek 1959, S. 197ff = Die heidnische Slavenseele und das Evangelium).

Zur weiterführenden Lektüre seien empfohlen: Brückner, Slaven und Litauer, in: Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, Tübingen 1925, II, S. 506ff; Meyer, Die slavische Religion, in: Clemen, Die Religionen der Erde, München 1927, S. 237ff; Sednik, Die Religion der Slaven, in: König, Christus und die Religionen der Erde, Freiburg 1951, II, S. 367ff; Thomas, Die slavische und baltische Religion vergleichend dargestellt, Dissert., Bonn 1934; Wienecke, Untersuchungen zur Religion der Westslaven, Leipzig 1940; Palm, Wendische Kultstätten, Lund 1937; Schreiber, Land im Osten. Verheißung und Verhängnis der Deutschen, Düsseldorf-Wien 1961. – Als Quellenwerke vgl.: Meyer, Fontes historiae religionis slavicae, Bonnae 1931; Brückner, Die Slaven. Religionsgeschichtliches Lesebuch, Tübingen 1926!

In polnischer Sprache seien genannt: Brückner, Mitologia slowianska, Krakow 1918 (Italienische Ausgabe: Mitologia slava, Bologna 1923); Legowski-Nadmorski, Bostwa i wierzenia religijne Slowian lechickich (= Die Gottheiten und der religiöse Glaube der lechitischen Slaven, in: Roczniki Towarzystwa Naukowego, Torun 1925, Bd. 22, S. 18ff); Urbanczyk, Religia poganskich Slowian, Krakow 1947 (= Die Religion der heidnischen Slaven); Antoniewicz, Religia dawnych Slowian (= Die Religion der alten Slaven, in: Dabrowski, Religie swiata/ = Die Religionen der Welt /, Warszawa 1957, S. 319ff; daselbst reiche Literaturangaben!).

DAS ADALBERTUS - WERK

Bildungswerk der Danziger Katholiken e. V., bemüht sich in Zusammenarbeit mit dem BERNWARD-VERLAG, Hildesheim, die Eigenwerte des Danzig-westpreußischen Raumes einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Bitte, schenken Sie den nachfolgend genannten Veröffentlichungen Ihre geschätzte Aufmerksamkeit. Anfragen wollen Sie bitte direkt an den Bernward-Verlag, Hildesheim, Goslarsche Str. 23, richten.

Die katholischen Kirchen in Danzig

Herausgeber Prof. Dr. Franz Josef Wothe

Ein Bildband von hohem dokumentarischem Wert. Erstmals werden in einem Bildband alle katholischen Kirchen des Bistums Danzig, die z. T. noch aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammen, vorgestellt. Ein ausführlicher, baugeschichtlicher Beitrag von Stadtbaurat Nagel gibt einen guten Einblick in die historische Entwicklung der kirchlichen Architektur der Stadt Danzig.

Dieses Buch ist als Festgabe zum 25 jährigen Bischofsjubiläum des Bischofs von Danzig gestaltet. Es gibt in hervorragender Weise einen Eindruck von der Kirchenbaukunst des Bistums Danzig, von der Zeit des Ritterordens bis zur Gegenwart.

Leinenband, Kunstdruckpapier, Schutzumschlag, 70 z. T. ganzseitige Bilder,
DM 15,80

Heimat und Heilsgeschichte

**Versuch einer biblischen Theologie der Heimat
von Prof. Dr. Franz Manthey**

Zum erstenmal wird hier in einer umfassenden und gründlichen Zusammenschau des Alten und Neuen Testaments eine gültige Aussage des Heimatbegriffes in der Offenbarung dargestellt. Der Verfasser erschließt in leichtverständlicher Darlegung den Sinn der Heimat im biblischen Sinne. Es ist ein Buch, das uns hilft, Standfestigkeit zu gewinnen und die Heimat in eine heilsgeschichtliche Sicht einzuordnen.

Leinenband, 2-farbiger cellophanierter Umschlag, 210 Seiten, DM 12,80

Der heilige Adalbert

Apostel der Preußen

Das Ziel dieser kurzen Lebensgeschichte des Bischofs Adalbert dient der Aufgabe, das Leben des Martyrers der deutschen Ostseeküste zur Kenntnis zu bringen und die Verehrung des großen Heiligen in unseren Tagen zu fördern.

28 Seiten, mehrere Abbildungen,

DM 1,30

Das Danziger Adalbert-Spiel

**Ein Drama aus der heilsgeschichtlichen Begegnung mit dem Osten
von Dr. Franz Lorenz**

Dieses Spiel knüpft aus dem ereignisbewegten Leben des Bischofs Adalbert den großen dramatischen Konfliktstoff, der sich dem Sendboten des Glaubens im Bischofsamt stellte.

Ein Spiel für die reife Laienspielschar und das große Theater, aber auch für die Lesebühne und zur eigenen Lektüre empfohlen.

Einzelexemplar DM 2,90, Rollensatz, 18 Exemplare DM 52,20

Kathedrale zu Oliva

**Ein Bildheft über die Hauptkirche des Bistums Danzig
von Dipl.-Ing. Gerhard Nitschke**

In kurzer knapper Form wird die Baugeschichte der Zisterzienserkirche Oliva, die mit Errichtung des Bistums Danzig zur Bischofskirche wurde, dargestellt. Die vielen Abbildungen entwerfen ein gültiges Bild deutscher Baukunst. Ein Heft der Erinnerung und des Zeugnisses.

Geheftet, Kunstdruckpapier

DM 2,90

Polle Potter

**Eine kleine Weltkomödie unserer Tage – Ein Schelmenroman
von Hanns Pfürtner**

Der unerschöpfliche Einfallsreichtum, der köstliche Humor, die Bildsprache und Klangfarbe des Stils führen uns in die westpreußische Heimat. Die Gestalt des Polle Potter erinnert an Eichendorffs „Taugenichts“. Das vielfältige und abenteuerliche Schicksal, das Polle Potter aus der westpreußischen Landschaft ins Oldenburgische verschlagen hat, erlebt der Leser mitfühlend, schmunzelnd und mit einem herzhaften Lachen mit, und man gewährt dem Verfasser gern Verzeihung, wenn er an Dinge rührt, die empfindsame Leser als ‚tabu‘ ansehen würden.

Leinen, 265 Seiten, cellophanierter Schutzumschlag,

DM 14,80

Modellbaubogen Kathedrale zu Oliva

Veranschaulichung der Heimat durch praktisches Tun

Von bleibendem Wert für die Gewinnung eines eindrucksstarken Bildes von der Heimat im Osten sind die Modellbaubogen berühmter Bauwerke. Die Kathedrale zu Oliva ist ein schönes Geschenk für das Kind, aber auch für jeden bastelinteressierten Erwachsenen.

Es liegen noch über 50 andere Modellbaubogen vor. (Marienkirche zu Danzig, Krantor, Rathaus, Grünes Tor, Windschöpfwerk, Katharinenkirche und viele weitere Modellbaubogen aus anderen ostdeutschen Provinzen.)

Kathedrale Oliva, 10 Bogen

DM 11,80

Gern senden wir Prospekte der weiteren Verlagsarbeit zu

